

Dankwort anlässlich der Verleihung der Johann-Jakob-Bodmer-Medaille der Stadt Zürich an Dr. Beatrice von Matt
20. November 2010, Stadthaushalle Zürich

Von Dr. Beatrice von Matt

Sehr geehrte Frau Stadtpräsidentin, sehr geehrte Kunstreispreiskommission, meine Damen und Herren,

Vorerst herzlichsten Dank, Manfred Papst, für Deine Rede. Sie freut mich ausserordentlich, beschämt mich auch ein bisschen.

Die Medaille, die zu erhalten mich heute so glücklich stimmt, trägt den Namen eines kühnen Anregers: Johann Jacob Bodmer. Er hat lange gelebt, von 1698 bis 1783. So hatte er Zeit genug, die ganze deutschsprachige Literaturszene aufzumischen. Er war der Mentor vieler deutscher Dichter, vor allem aber der Zürcher Intellektuellen. Hier ist er, um das Wort Lavaters aufzunehmen, als der „Vater der Jünglinge“ in die Geschichte eingegangen. Mit allen kreativen Köpfen seiner Stadt pflegte er Umgang. Unter ihnen die berühmten Drei: der Physiognom Johann Caspar Lavater, der Maler Johann Heinrich Füssli, der Pädagoge Heinrich Pestalozzi.

Doch, ich möchte Bodmer hier nicht als den Vater der Jünglinge aufrufen, sondern als den Bruder der Leserinnen. Schon in jungen Jahren bezeugt er ein Herz für sie. Auch damals lasen vor allem die Frauen, und er hielt sie für ebenbürtig. Das zeigt ein Brief, den er zu ihren Gunsten schrieb. Er findet sich in der Wochenschrift „Diskourse der Malern“, die er (zusammen mit Breitinger) im Alter von 23 Jahren lancierte. Bodmer liess eine fiktive junge Leserin Anklage erheben gegen die Herren, die den Frauen die Bücher vorenthalten: „Sie, diese Herren, glauben, wir seyen allein geboren, dass wir unsren Männern Geld zahlen, wäschlen, flicken, bei ihnen schlaffen, ... Einiche verfahren so unbillich, dass sie uns in öffentlichen Schriften untüchtig zum Heyraten erklären, wenn wir durch Lesung guter Bücher versuchen verständig zu werden ... Sie sagen, dass das Frauenzimmer, wenn es verheyratet ist, die Bücher in ... Ruhe lassen solle.“ Soweit Bodmer in der Stimme der Leserin. Die Antwort folgt in der nächsten Nummer der „Diskourse“: eine anspruchsvolle Liste unter dem Titel „Bibliothek der Damen“. Die Liste reicht von Xenophon und dessen „denkwürdigen Reden des Socrates“ über Fénelon, La Bruyère, La Rochefoucauld bis Corneille, Racine, Molière. In

einer späteren Liste kommen die Engländer dazu, Addison, Steele, Milton, aber auch Platon und sogar Voltaire. - All das traut Bodmer den Mitbürgerinnen selbstverständlich zu.

Dass die Saat aufging, zeigt die liebenswürdige Gestalt der Barbara Schulthess. Mit Jahr-gang 1745 gehörte sie zur Generation der erwähnten Jünglinge. Bäbe Schulthess – wie man sie nannte – war also gewissermassen eine Tochter des Vaters der Jünglinge. Sie prägte die Lesekultur der Stadt wie niemand sonst. In ihrem Salon im „Schönenhof“ an der Rämistrasse (damals noch Zürcher Vorstadt) las man sich die neuesten Bücher vor. Ihr Freund Goethe besuchte sie, schickte ihr Manuskripte, den „Ur Tasso“, den „Urmeister“. Er widmete ihr seinen „Gesang der Geister über den Wassern“. Die Korrespondenz wurde später offenbar im Einvernehmen beider vernichtet – ein bebender Brief von Barbara Schulthess an Goethe aber ist erhalten und steht im Band „Das geistige Zürich“ meines Lehrers Max Wehrli.

Als Hommage an das weltoffene, das tolerante Zürich, an das „geistige Zürich“ eben, ver-sammle ich kurz über die Zeiten hinweg drei literarische Schwestern, Figuren aus Romanen, die in dieser Stadt spielen. Diese Zürcherinnen sind samt und sonders etwas aufmüpfig, und sie widerlegen die weitverbreitete Fama von Zürich als der eiskalten Geldstadt. Es sind Ge-stalten, die mir besonders am Herzen liegen. Der Schwesternreigen wird angeführt von Ma-rie Salander, der geheimen Hauptfigur von Gottfried Kellers spätem Roman „Martin Salan-der“.

Sie ist u. a. eine Geschichtenerzählerin. Ihre Geschichten stellen die herrschenden Werte in Frage: in der Spätzeit Kellers waren das immer mehr die Rendite, die Karriere, die Ökono-mie. Das kommt einem heute nicht ganz unbekannt vor. Keller hat Marie eine Hauptrolle zu-gedacht, nicht nur innerhalb ihrer Familie, sondern auch in seiner Vision der Schweiz. Sie habe mehr „Glauben und Phantasieleben“ als ihr Mann, sagte er. Sie repräsentiert heimlich jenen Staat, der dem Dichter einst vorschwebte, als er vor 1848 um ihn kämpfte. Diese poli-tische Liebe nimmt in dem späten Buch die Züge Marie Salanders an.

Sie führt die richtige Sprache im Mund, während sonst überall mit Worten hochgestapelt wird. Auf betrügerische Reden fällt sie, anders als ihr Mann, nie herein. Die richtige Sprache entfaltet sie am schönsten als Märchenerzählerin. Ihre Kinder hungern, als ihr Mann jahre-lang in Brasilien weilt. Der von ihr gepachtete Gastbetrieb am Zürichberg bringt nichts mehr ein. Die Gäste bleiben aus, denn der Besitzer, gründerzeitlich profitorientiert, hat die Bäume der Gartenwirtschaft einer Strasse geopfert. Auch das kommt uns bekannt vor.

Eines Tages hat sie nichts mehr, was sie den Kindern zu essen geben könnte. Sie verfällt auf die Idee, ihnen dafür eine alte Sage zu erzählen, nicht nur um sie abzulenken, sondern um ihnen in der Phantasie die Nahrung gar zu ersetzen. Sie wollte „die Kinder mit den Schilderungen einer herrlichen Schmauserei unterhalten und ihre Phantasie ganz damit anfüllen, weil sie schon hatte sagen hören, dass hungernde Leute, wenn sie im Schlaf von ... leckeren Dingen träumen, die Nacht so weit ganz leidlich durchkommen, und sie hoffte sogar selbst ein bisschen mit zu schmausen“. Wie Scheherezade erzählt auch Marie ums Leben. Statt zu kochen, erzählt sie – und das Überleben gelingt.

Lebensnotwendiger kann Poesie nicht begriffen werden.

Lebensnotwendig erschien sie auch dem grossen Zürcher Lyriker Albin Zollinger und seinem glühendsten Verehrer, Max Frisch. Diesem verdanken wir eine zweite Frauengestalt, eine aus dem besseren Bürgertum, Sibylle im Roman „Stiller“. Sie gehört in unseren Schwesternchor. Es mangelt ihr an nichts als der Freiheit aufzubrechen, wohin sie will. Zu ihrem Mann, der sie mit gespielter Grosszügigkeit an sich binden will, sagt sie: „Du hast mir keine Freiheit zu geben, ich nehme sie mir schon selber.“ Sie reist nach New York, arbeitet dort, lebt einsam und einfach, bis nach zwei Jahren unvermutet ihr Gatte auftaucht. Er hat begriffen, dass sie sich ihre eigene Welt erobern musste. Sie führt ihn durch ihr New York, und er schaut erstmals auch mit ihren Augen. Der Befreiungsschlag ist geglückt. Die Ehe hat wieder eine Chance.

Eine letzte noch im Reigen: Hugo Loetschers Grossmutter. Er hat sie Anna genannt und zur Protagonistin seines zweiten Romans gemacht: „Die Kranzflechterin“. Sie kam aus dem Württembergischen, wo sie als Mutter einer unehelichen Tochter nicht mehr bleiben mochte. Sie wanderte aus, und in Zürich-Aussersihl wanderte sie ein. Sie nimmt sich ihre Freiheit auch, nur ist das eine ganz andere Freiheit als jene der gutsituierter Sibylle, eine mit Bitterkeiten, aber auch mit grandiosen Tricks und Erfolgserlebnissen. Ihr Leben lang sagt sie in Zürich ihr schwäbisches „Sodele, sodele“, flieht Totenkranze und bringt es damit auf einen grünen Zweig. Auch sie ist eine Geschichtenerzählerin, nur erzählt sie keine Märchen, sondern wahre Geschichten. „Der Enkel ...“, heisst es im Roman, „lauschte, was die Grossmutter erzählte, während sie Kränze flocht. Sie erzählte keine Märchen, sondern von den Leuten, die ... gestorben waren. Da waren die Prinzen nicht in Raben verwandelt, sondern arbeiteten mit dreizehn Jahren als Laufjungen ... Die Aschenbrödel wuschen im ‚Eckstein‘- Restaurant ab, und noch nie war ein Prinz in die Küche gekommen.“ Auf diese prächtige Person führte der im letzten Jahr verstorbene, der sehr vermisste Hugo Loetscher sein Schreiben zurück. Man könnte in der Kranzflechterin eine Patin all der Immigrantinnen sehen, die in der

Literatur dieser Stadt eine Rolle spielen, von der Ich-Figur aus Gertrud Leuteneggers „Vorabend“, die mit dem Zürich der rigorosen Achtundsechziger hadert – bis zur Künstlerin und Familienmutter Aleks in Ruth Schweikerts Roman „Augen zu“. Im Gegensatz zu ihrer deutschen Mutter, die von den Bombennächten auch in der Schweiz traumatisiert bleibt, kann sich Aleks in der Stadt einrichten, und sie wähnt sich im Zürcher Hauptbahnhof sogar in der Mitte der Welt. Gewissermassen eine Urgrossmutter aber gibt die Kranzflechterin für Ildiko ab, die Hauptfigur im Roman „Tauben fliegen auf“ der ungarisch-serbischen Autorin Melinda Nagy Abonji, die es als kleines Mädchen hierher verschlagen hat. So unterschiedlich alle diese angesprochenen Eingewanderten auch sind, eine gewisse schmerzvolle Fremdheit haben sie ohne Ausnahme zu überwinden. Und doch dürfen wir sagen, dass diese Stadt gerade ihnen gegenüber auch eine unaufdringliche Gastfreundschaft, ja eine gewisse Mütterlichkeit unter Beweis gestellt hat. Dass es auch andere Schicksale gibt, wie das der Else Lasker-Schüler, soll nicht verschwiegen werden.

Ich danke der Stadt Zürich für die Bodmer-Medaille, die mich mit Stolz erfüllt. Ich danke der Kunstpreiskommission, die mich dieser Auszeichnung für würdig befunden hat. Ich danke der Neuen Zürcher Zeitung, die einer Immigrantin aus der katholischen Innerschweiz schon früh und bis heute spannende Arbeitsmöglichkeiten geboten hat. Ich danke den Schriftstellerinnen und Schriftstellern, mit deren Werken ich mich kritisch auseinandersetzen durfte. Ich danke herzlich Florian Walser und seiner wunderbaren Sagemattler Bauernkapelle. Ich danke meiner Familie, meinem Mann Peter für zahllose Ermutigungen.

(Es gilt das gesprochene Wort)